
Angela Krauß

Die Gesamtliebe
und die Einzelliebe

Frankfurter

Poetikvorlesungen

edition suhrkamp

SV

edition suhrkamp 2389

Die Urgründe für das Poetische und für die Liebe liegen für Angela Krauß nahe beieinander: Beides entsteht, sagt sie, aus »unserer Sehnsucht nach Vollkommenheit, Ganzheit, Schönheit ... Unbewußt arbeiten wir an unserer Ergänzung zur Vollkommenheit, alles, was wir unternehmen, zielt heimlich auf ein Ganzes.« Die Poesie und die Liebe, zunächst immer ein Schweben im Ungestalteten, geben dem Unsag-baren Form. Und diese hat zu tun mit allem, was uns in unserer Lebensgeschichte widerfahren ist.

In ihren vier Frankfurter Vorlesungen des Frühjahrs 2004 ruft Angela Krauß solche individuellen Erfahrungen auf, um zwischen den Polen Wehklage und Vorfreude *das Poetische* für sich zu bestimmen. Mit großer Zartheit befragt sie ihre Erinnerungen an die erzgebirgische Kindheitslandschaft, an die Brieffreundschaften mit russischen Schülerinnen, an den früh aus dem Leben geschiedenen Vater, dessen Geheimnis erst die erwachsene Frau näher ergründen kann. Nie ist große Geschichte abstrakt vorhanden, aber unweigerlich hinterläßt sie im einzelnen Leben ihre Spuren.

Angela Krauß, geboren 1950, lebt in Leipzig. Ihr Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet; u. a. mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis (1988), dem Berliner Literaturpreis und der Bobrowski-Medaille (1996). 2011 wurde ihr der Franz-Nabl-Preis der Stadt Graz verliehen. Im Suhrkamp Verlag erschienen *Der Dienst* (1990); *Die Überfliegerin* (1995); *Milliarden neuer Sterne* (1999); *Weggeküßt* (2002); *Wie weiter* (2006); *Im schönsten Fall* (2011).

Angela Krauß
Die Gesamtliebe und die
Einzelliebe

*Frankfurter
Poetikvorlesungen*

Suhrkamp

2. Auflage 2013

Erste Auflage 2004

edition suhrkamp 2389

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12389-8

Inhalt

Erste Vorlesung

Die Pultscholle

9

Zweite Vorlesung

Die Gesamtliebe und die Einzelliebe

31

Dritte Vorlesung

Die Körper, die erfundene Zeit

59

Vierte Vorlesung

Die Vorfreude

83

Die Pultscholle

Der erste Satz.

Die Suche danach, das Warten darauf, die Entscheidung dafür kann Jahre dauern.

Der erste Satz, der auf den Leser trifft, diese Situation ist vergleichbar jenen ersten Momenten einer Begegnung zwischen zwei Fremden, in denen sich alles weitere entscheidet.

Umgangssprachlich nennen wir es *Chemie*, was da stimmt oder auch nicht.

Wir nennen es auch *Wellenlänge*.

Schlagen wir ein Buch auf und lesen die ersten Sätze, so trifft uns eine bestimmte Wellenlänge, ein Ton ist angeschlagen. Der Ton, in dem dieses Buch zu uns sprechen wird. Ob wir als Leser unser inneres Orchester auf diesen Ton einstimmen können, das entscheidet sich nach wenigen Sätzen.

Tatsache ist: das Werk, das in den nächsten Stunden in unserem Innern erklingt, ist eine Symphonie neuer, fremder und unserer eigenen Töne.

Dieses Buch, das wir in Händen halten, ist dreitausendmal oder dreißigtausendmal gedruckt – dieses eine aber, das wir gerade lesen, existiert nicht noch ein zweites Mal. Einfach deshalb, weil wir selbst nicht noch ein zweites Mal existieren. Erst indem wir es lesen, indem unsere innere Formenwelt mit der dieses Buches ver-

schmilzt, erst da wird dieses Buch einmalig und ein Teil von uns selbst (und etwaige Ansprüche des Autors auf eine bestimmte Bedeutung sind dahin).

Was aber bringt dieses bei Menschen wie bei Kunstwerken so schwer Faßbare, das wir Wellenlänge, Ausstrahlung, Ton, Stil nennen, hervor?

Wie entstehen die Formen unserer inneren Welt, wie kommunizieren sie mit denen der äußeren Welt, die zuerst da sind, in denen wir aufwachsen, denen wir unsere eigenen entgegensetzen.

In welchen Formen leben wir?

In welchen Formen erleben wir?

Mit welchen Formen reagieren wir auf die Welt, von denen Kunst nicht die einzige ist, aber wohl die erstaunlichste.

Gemessen an unserer ganzen Lebensgeschichte bewegen wir uns anfangs eine unermesslich lange Zeit in einer Art Lebensvorzimmer ohne Grenzen. Umgeben von Schemen, die sich nicht beeilen, deutlicher zu werden, an die sich aber binden muß, was wir in diesen Wochen im Übermaß haben: Hunger nach Nahrung, Wärme, Nähe. Wo Geographie als etwas Wahrnehmbares noch nicht existiert, also kein Raum und oben-drein keine Zeit, diese Konstrukte menschlichen Geistes, wie Einstein das nannte, wo das also fehlt, gibt es nichts anderes als das Bedürfnis, das Begehren.

Es ist eine noch durch keine Rücksicht relativierte Forderung an die Welt. Die Welt, die als Form noch fast nicht existiert, nur weil der Mensch im Alter von fünf

Tagen sie noch nicht weiß, sie vielleicht als unbestimmte Gegenkraft fühlt, nur deshalb ist er zu dieser machtvollen, angstlosen Anmaßung fähig, zu diesem glanzvollen Selbstvertrauen, mit dem er sein Recht, hier zu sein, verkündet und unmißverständlich seine Bedingungen stellt. So im ungetrübten Bewußtsein seiner Herrlichkeit wird er freilich nie wieder sein.

Wir sind am Ausgangspunkt des Lebens und des Schreibens: des Schöpferischen.

Die Orientierungslosigkeit. Dieses mit Spannung, Angst, mit ungerichteter und auf alles gerichteter Geistesgegenwart verbundene *Schweben im Ungestalteten*.

Das ist Anfang.

Etwas ist um mich herum, ist außer mir noch da, das Andere, die Welt.

Die Ungeheuerlichkeit dieser Tatsache durchleben wir in einem Alter, da der sprachliche Ausdruck uns noch versagt ist. Angenommen, wir hätten mit fünf Tagen oder 5 Wochen schon Sprache – es verschlüge sie uns sofort wieder. Daß es außer einem selbst, dem erlebten Ich, noch etwas gibt, etwas, das obendrein noch macht, was es will, das ist eigentlich die einzige Erfahrung, die wir zu machen haben. Mit den Einzelheiten sind wir bis zu unserer letzten Stunde beschäftigt.

Das Schweben im Ungestalteten.

So etwa fängt es immer an: Erregung, Euphorie, Angst, vor allem aber uneingeschränkte Geistesgegenwart, mitunter durch Schläfrigkeit getarnt. So fängt es an: das Ich und ringsum nichts, was benennbar wäre.

Denn dazu müßte es eins haben: *Form*.

Das Erzgebirge, in dessen Ausläufern ich geboren bin, als Gebirge wahrzunehmen war mir durch frühzeitiges Reisen möglich.

Ins Gebirge zu reisen, mit dem Dienstwagen meines Vaters, fünfjährig, die Beine auf dem Sitz neben dem Chauffeur grade vorgestreckt, hieß kleine Erzgebirgsstädtchen zu durchfahren, deren Häuser nichts Offenes, Einladendes hatten. Wie alle Häuser, die für lange Winter gebaut sind.

Hügeliges, stetig ansteigendes Land, das immer wieder nach einer Kurve oder Anhöhe schön einsehbar war, ein weites Becken, Rapsfelder, und gleich dahinter erneut hinauf – ganz selbstverständlich: Das alles war für mich aufgebaut wie der Weihnachtstisch. Besonders nach einem neuerlichen Anstieg und dem Blick ins weite Land: Jemand hatte das ausschließlich für mich eingestellt.

Sobald also Form zu erkennen war, wurde sie als Teil der eigenen erlebt, mit der eigenen abgeglichen. Die Einheit von Ich und Welt, also das Paradies, konnte fortbestehen. Schade, unsere bewußten Erinnerungen reichen dorthin nur selten zurück.

Das Hinauffahren ins Erzgebirge, im EMW, der diese mit gerilltem Hartgummi belegten und silbern eingefassten Trittbretter hatte, die im auslaufenden Schwung die Wölbung der Radschutzbleche fortsetzten.

Das Hinauffahren, das eine Stunde dauerte, war ein Vorankommen auf der Pultscholle, ein allmähliches Steigen vom Flachland aufwärts, nichts Dramatisches, Wechselhaftes, sondern ein ruhiges, erwartungsvolles

Hinanbewegen, während der Chauffeur, Genosse Georgi, für mich Onkel Gorki, meine Reiselust anfeuerte.

Erwartungsvoll – das ist die Pultscholle im Erleben.

Die Zwickauer Mulde, die vier Kilometer vor dem Ziel neben dem Wagen in einem dreißig Meter tiefen Abgrund rauschte, war das Ende des ruhigen Vorankommens, was ich mir aber nicht anmerken ließ, so sehr ich auch unseren Absturz fürchtete, indes Onkel Gorki lachend und rauchend das Lenkrad drehte.

Dann war das Gebirge da. Eine Kette von Gipfeln, spitz zulaufend die meisten, der größte aber mit einem langen Plateau.

Was Landschaft für die Formung eines Menschen bedeutet, ist so elementar, daß wir es meist nicht bemerken. Eben weil es die erste Großform ist, von der wir uns umgeben fühlen, umrahmt, eingeschlossen, begrenzt, hervorgehoben – in euphorischen Augenblicken gekrönt und in ausweglosen unterdrückt glauben.

Die Landschaft als die Gestalt der Welt ist glücklichenfalls das große Nest, in das wir aus dem kleinen überwechseln, schlimmstenfalls die Fremde, die Wildnis, in die wir ausgestoßen werden, indem wir der Behütung entwachsen. Die Entscheidung für Nest oder Wildnis, sei es urbane, soziale oder ästhetische, liegt in uns selbst. In unserem psychischen Organisationsgrad; man sagt, ein gut organisierter Mensch fühle sich auch in der Hölle wohl.

Die Landschaft indes bleibt immer gleich innerhalb ihrer Gesetze. Die Landschaft kann normalerweise nicht weg wie wir. Die Landschaft liegt da.

Es waren mehrere spitz zulaufende Gipfel, steinerne, blaugraue Kegel, auf denen sich kleine Rädchen drehten, auf jedem Gipfel eins, und auf dem langgestreckten Gipfelplateau des größten Bergmassivs war ein barackenartiges Haus zu erkennen, etliche Leitungsmasten und trotz der riesigen Entfernung die Buchstaben auf einer langen Tafel.

Vor uns stand das Erzgebirge.

Jetzt begannen ein paar schöne Tage und Nächte bei meiner Großmutter.

Lichtschlitten, die über die nächtliche Stubendecke fuhren, meine Füße an den Großmutterfüßen um die laue Wärmflasche geklammert, der Phosphorwinkel auf dem Uhrenglas glimmt, die mit Pechblende beladenen Kipper krachen die Talstraße herunter, das Haus zittert. *Uran strahlt. Leuchtet Uran?* Der hohe Ton der Schlemaer Luftschachtsirene spannt sich durch die Nacht, ein unsichtbarer Faden, hart wie Diamant. Mein Herr! Mein Heiland! Aus dem kleinen mageren, energischen Körper meiner Großmutter strömen Seufzer der Befriedigung, sie reißen nicht ab, der Wecker klingelt, sein mit Radiumstaub gezeichnetes Zifferblatt leuchtet. Meine Großmutter verschwand aus dem warmen Bett, ich sah noch eine Weile ihren hellen nackten Körper im Dunkeln und hörte ihre lustvollen Seufzer, vom Seiflappen erstickt, vom Kaffeeschlüpfen unterbrochen.

Ich war längst wieder eingeschlafen, als sie auf dem Weg zur Arbeit war, zwei Kilometer Fußweg hinauf zu Schacht neun. Um sechs begann ihre Schicht in der

Kleiderausgabe. Sie war im Berg verschwunden, und ich wartete auf sie, wendete kleine Schnitzfiguren hin und her, Bäume und Rehe aus Holz, das Gebirgspersonal bestehend aus Förster, Jäger, Bergmann.

Alles war aufgeboten, mir eine Vorstellung zu geben, wo ich mich befand, wo ich hingeraten war durch jene intelligente Instanz, für die wir so viele Namen haben.

Draußen lag das Gebirge mit den sich hurtig drehenden Rädern auf den Gipfeln, gerade als hätte meine Großmutter mit Schichtbeginn zu ihrer Beschleunigung beigetragen. Und drinnen war das Gebirge noch einmal errichtet, auf der ganzen Länge des Wohnzimmerbuffets, aus Pappe, Leim und Farbe. Und zwar nun aufgeklappt, ein in der Mitte durchgeschnittener Berg, dessen Querschnitt mir etwas offenbarte, was mir neu war:

Unter der Erde existierte eine weitere Welt.

Nur zur Weihnachtszeit und auf mein Drängen hin bis Fasching blieb dieses Ereignis, Weihnachtsberg genannt. Ich stand in dicken Filzschuhen davor, denn die erzgebirgischen Häuser waren alle fußkalt, ich stand stundenlang in meinen Filzschuhen auf einem Fleck, nur schauend. Ich ergab mich dem Einblick in das Geheimnis, von dem nach Fasching niemand mehr sprach: Es existiert eine Welt hinter der Welt. Belebter, bunter, lustiger, als ich bis dahin Zeit gehabt hatte zu träumen.

Wie in jenen Wochen am Ende und am Anfang eines jedes Jahres zu sehen war, wurde dort auf- und abgestiegen, in Körben auf und abgefahren, gehämmert, gesägt, getanzt, man verzehrte Butterbrote, trank aus Krügen und war mobil und munter, wenn auch in den

rastlos-monotonen Bewegungen strombetriebener Schnitzfiguren, was mir die Sache im Alter von fünf Jahren aber nur überzeugender machte.

In diesem meditativen Schauen in den geöffneten Berg, in die rhythmische Monotonie von Wiederholung und Variation, Vers und Refrain sammelten sich die wirren Teilchen meiner noch jungen Erfahrung zu einem ersten Ganzen.

Dieser Berg stellte alle Berge dar, hatte andererseits mit Schacht neun, in dem meine Großmutter heute morgen verschwunden war, nichts zu tun. Noch nicht durch schulische Erziehung irritiert, konnte ich mit solchen Ambivalenzen problemlos umgehen und zum Eigentlichen vordringen: frei von Begriffen den Sinn fühlen.

In trancehaftem Schauen, Hören, Riechen, Tasten die Formen der äußeren Welt fühlen und dabei fühlen, ahnen, daß das Leben nicht eine Form hat, sondern eine Form anstrebt, sucht.

Lange vor unserer Fähigkeit zu Formulierung mit Sprache zeigt sich diese Form im Ansatz, als Fragment. Natürlich zeigt sie sich nur, indem auch wir sie unbewußt suchen, die Figur unseres Lebens. Das freilich, diese Suche, die Frage an die Welt, welche Figur wir beide miteinander denn abgeben wollen, fällt im erwachsenen Menschen unterschiedlich dringlich aus.

Im jungen Kind allerdings füllt sie das ganze Dasein: die Frage an die Welt, auf die die Antwort eine Form ist, die gefühlt werden muß.

Mit dieser Fähigkeit des Kindes wären wir übrigens als Erwachsene mühelos und selbstverständlich mit

Kunst vertraut, sie spräche nicht in einer uns fremd gewordenen Sprache zu uns.

Wer sich darauf versteht, Formen zu fühlen, dem eröffnet sich Sinn.

Wer glaubt, Sinn erargumentieren zu können, dem bleiben Konstrukte.

Das Kind ist befähigt, aus jedem wahllos ergriffenen Stück Wirklichkeit Erkenntnis über sich selbst in der Welt zu gewinnen, und zwar über das Fühlen, über das Fühlen der Formen, in denen es sich bewegt, von denen die Landschaft die größte ist.

Der allmähliche, kaum merkliche Anstieg, der abrupte Abbruch. Das ist die Pultscholle. Das Erzgebirge in seiner vorgegebenen Gestalt.

Die Rädchen auf den weithin sichtbaren Berggipfeln um das Radiumbad Schlema herum drehten sich, daraus schloß ich, meine Großmutter hatte immer noch nicht Schichtschluß, noch gab es keinen Kakao. Daß Arbeit eine leidenschaftliche Mischung aus Lust und Qual ist, gehört zu meinen frühesten Erfahrungen, die ich durch Anschauung erlangte: meine Großmutter genoß es, ihre Kräfte zu fühlen, sie genoß es, sich zu verausgaben, sich zu erschöpfen und das Letzte aus sich herauszuholen, sie genoß es, dieser Hingabe laut Ausdruck zu verleihen, kraftvoll stöhnend auszuatmen und seufzend wieder Schwung zu holen. Daß diese Energien über der Erde in ein langweiliges lautloses Räderdrehen transformiert wurden, war mir verdächtig, etwas konnte da nicht stimmen an dieser Umformung.

Dem Sichtbaren war nicht ganz zu trauen.

Es lag näher, daß meine Großmutter mit ihrer Lebendigkeit die muntere unsichtbare Welt, jene im aufgeschnittenen Berg, antrieb und in Gang hielt. Und tatsächlich, als sie endlich zur Tür hereintrat, machten die Räder oben auf den Haldengipfeln in ihrem stumpfen, begriffsstutzigen Trott weiter, während sie mit einem Handgriff zum Schalter das emsige Unterweltstreiben einfach zum Stillstand brachte.

In jedem Weltbild gibt es eine oberste Instanz.

Bei meinen Großeltern und allen anderen Verwandten im Erzgebirge hing sie im Schlafzimmer, bei meiner Großmutter noch einmal kleiner auf dem Klo, vielleicht weil es dort im Winter immer so gottserbärmlich kalt war.

Meine Begegnungen mit dem auferstandenen, schleiergewandeten Jesus Christus ereignete sich also immer im Doppelbett der Großeltern und auf dem Klo. Die Gänge dorthin, in Winternächten, wenn es irgend ging, hinausgezögert, wurden von Seinem Anblick dann aber vollständig beherrscht: Im protestantisch kahlen Raum leuchtete das heftgroße Bildchen blau, weiß und golden erwärmend. Auch Jesus Christus war im Nachthemd wie ich, fror aber nicht. Darauf beschränkte sich seine Vorbildwirkung.

Denn: die oberste Instanz in dem Weltbild, aus dem heraus ich oft mit dem EMW ins gläubige Erzgebirge fuhr, die oberste Instanz in meinem zukünftigen Weltbild war etwas ganz anderes. Eine Autorität, neben der Personen in hellblauen Nachthemden wie aus dem

Puppentheater wirkten. Diese Autorität hieß: *die objektive Realität*.

Die objektive Realität ist die oberste Instanz des materialistischen Weltbildes.

Philosophischer, schöner, markanter ausgedrückt: das SEIN.

Das Sein bestimmt das Bewußtsein.

So lautet der erste Grundsatz der marxistischen Philosophie, von bestechender Klarheit in Sinn und Klangform.

Nichts für kleine Kinder, um so mehr für den erwachenden Intellekt. Die Beweisführung erscheint immer erfolgreich, sie scheint dem Menschen zu entsprechen. Das Sein als gegebene Urform, von der das Bewußtsein Abdrücke nimmt. Abdrücke geraten schlimmstenfalls unscharf, zu flach, zu flüchtig, gleichen aber ansonsten dem Modell ebenso wie den übrigen Abdrücken.

Das Bewußtsein als Abdruck des Seins – diese Stufe auf dem Erkenntnisweg betritt jeder: das Kind muß sich mit der Mutter einig sein dürfen, daß der Baum grün ist und nicht ein Facettending abgründiger Spiegelungen von Erinnerungen und Erwartungen seiner Mutter.

Am Anfang ist die These von Urform und Abdruck durchaus sinnvoll, als Arbeitsthese. Sinnvoll vor allem, um den Schritt in die Dreieinigkeit unseres Weltbezugs tun zu können: Sein, Bewußtsein, Sprache.

Schon bei meinen Fahrten neben dem Chauffeur Onkel Gorki erlebte ich die Landschaft, das Erzgebirge, die Pultscholle als Form, die meinem Erleben ähnelte.

Es tauchte vorerst nichts Plötzliches auf, das mich erschrecken konnte, es gab nichts Unvorbereitetes, es war eine Fahrt mit ruhigen Steigerungen und weiten Einblicken, Beschaulichkeit herrschte vor, die Szenerie eines friedlichen, von Hühnergackern und den Scherzen Onkel Gorkis belebten Seins.

Er kam aus Krieg und Gefangenschaft, er kann nicht mehr ganz jung gewesen sein, denn er verstand mich souverän zu beschäftigen und zu unterhalten, wie es nur Väter können, die mehrere Kinder großgezogen haben, er hatte also als Vater Krieg und Gefangenschaft überlebt und war nun Fahrer bei der Sowjetisch-Deutschen Aktiengesellschaft Wismut, die ein begehrter Betrieb war, als die Leute noch sehr wenig zu essen hatten, die Wismut bot Lohn und Deputat, in Form von Brantwein, und außer den damals üblichen Lebensmittelmarken noch Wismut-Marken. Wahrscheinlich war er in erster Linie froh, lebend davongekommen zu sein, ob er deshalb immer so fröhlich war?

Kein Wunder, daß ich ihn liebte. Mit ihm bewegte ich mich immer in irgendeiner Richtung auf mein Hauptgestirn zu: meinen Vater.

Unvorstellbar, daß der Chauffeur Onkel Gorki ein anderes Bild dieser fröhlichen Fahrten vor Augen hatte. Unvorstellbar mit fünf Jahren, und von da an auf Jahrzehnte weiterhin unvorstellbar. Denn im Grunde, im Alltag, sind wir alle Materialisten geblieben, gleich welcher Konfession, handeln wir alle nach dem so überzeugend, greifbar, beweisbar erscheinenden Hauptsatz des materialistischen Weltbildes.

Das Sein bestimmt das Bewußtsein.

Wir sind es geblieben, seitdem wir als Kinder diese Stufe erreichten und Angst vor dem nächsten Schritt hatten.

Denn was ist überhaupt möglich, wenn jeder seine eigene Welt erlebt, also erschafft, und diese eigene Kreation für das ausgibt, was für alle verbindlich ist?

Es wäre jedenfalls umständlich konfliktgeladen, ja gefährlich, mit dem Nachbarn auch nur mal schnell ein Bier trinken zu gehen, geschweige denn mit der Nachbarin einen Treppenschwatz über Nietzsche als Vegetarier zu halten. Es ist schlicht einfacher, bei der Vereinbarung zu bleiben, das Sein bestimmt das Bewußtsein. Schließlich ist es so schon kompliziert genug.

Es geht um die Art und Weise, wie wir Welt erfahren.

Wir sind hier, um uns die Welt durch Leben anzueignen. Dieses Leben als Tätigkeitswort ist nicht zu definieren, anzudeuten wäre es mit: denkendes Fühlen, fühlendes Denken.

Wir erleben uns die Welt, wie wir uns Paris oder New York erlaufen.

Wir haben keine andere Möglichkeit, uns das Andere, das Nicht-Ich zugänglich zu machen, als durch Erleben.

Erleben ist die Tätigkeit, mit der wir Welt wahrnehmen, es ist Beziehungsarbeit vom ersten bis zum letzten Atemzug, eine sechsmilliardenfache Inszenierung zwischen der Welt und einem Ich, dem Sein und einem Bewußtsein, gegen die das raffinierteste Spiegelkabinett so harmlos in der Gegend steht wie eine Bushaltestelle im Vorerzgebirge.